

Vom Autor von
„Herr Petermann und das Triptychon des Todes“
Friedrich-Glauser-Preis 2016

Michael Böhm

QUO VADIS, HERR PETERMANN?

Roman

**EXKLUSIVE
LESEPROBE**

Michael Böhm wurde im Taunus geboren und verbrachte dort seine Kindheit und Jugend. Als Schriftsetzer-Meister war er als Ausbilder tätig, bevor er in die Datenverarbeitung wechselte. Er lebt im Ruhestand in der Nähe von München.

Der Autor schreibt seit seiner Jugendzeit. Nach ersten Veröffentlichungen in verschiedenen Anthologien erschienen Erzählungen und zwei Kriminalromane rund um den Buchhändler und eigenwilligen Detektiv »Homer«. Der erste Teil seiner »Petermann«-Trilogie mit dem Titel »Herr Petermanns unbedingter Wunsch nach Ruhe« wurde 2014 für den Friedrich-Glauser-Preis nominiert, in 2016 erhielt er die begehrte Auszeichnung für den zweiten Band »Herr Petermann und das Triptychon des Todes«. Mit »Quo vadis, Herr Petermann?« schließt die Reihe ab, neue Werke sind in Vorbereitung.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitschriften oder Zeitungen, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Video, auch einzelner Text- und Bildteile.

Alle Akteure des Romans sind fiktiv, Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen wären rein zufällig und sind vom Autor nicht beabsichtigt.

Copyright © 2016 by *Edition 211*, ein Imprint von Bookspot Verlag GmbH

1. Auflage

Lektorat: Eva Weigl

Satz/Layout: Martina Stolzmann

Covergestaltung: Martina Stolzmann

Titelmotiv: Fotolia/bonciutoma

Druck: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Made in Germany

ISBN 978-3-95669-066-2

www.bookspot.de

Michael Böhm

QUO VADIS, HERR PETERMANN?

Roman

LESEPROBE

EDITION 211



PROLOG

War es womöglich doch ein Naturgesetz, ergo nicht oder nur kaum zu beeinflussen, dass meinem Tuskulum auf Dauer kein Frieden zuteilwerden konnte?

Auf leisen Sohlen schlich das Unheil heran, allerdings mit den unübersehbaren düsteren Anzeichen, meinen Garten Eden ernsthaft bedrohen zu wollen. Nein, nicht die wunderbare Stille in Kimmling-Hof wurde dieses Mal gestört, viel perfider noch, denn meine innere Ruhe war als Ziel ausersehen. Was mir an dem jungen Teufelsbraten gefiel, der das für ihn unkalkulierbare Wagnis einging, meine geheiligten Kreise zu stören, war allein sein Name. Nur darum sah ich zunächst ziemlich locker, sogar leicht amüsiert, seinem Treiben zu.

Er war allenfalls gerade mal halb so alt wie ich, drohte mir törichterweise unverhohlen, versuchte sogar seine hinterlistige Schlinge immer enger zu ziehen. Als er mir schließlich deutlich zu verstehen gab, demnächst kein Pardon mehr zu kennen, überschritt er damit die unsichtbare Grenze, da war für mich der gewisse Punkt erreicht, ab dem ich sein heimtückisches Spiel nicht länger dulden durfte.

An diesem feuchtschwülen Morgen – schon einem der Hundstage? – stand ich im Gebüsch am Fuß des bewaldeten Hanges unterhalb meines Hauses. Die Halbinsel und die Weite des Sees lagen vor mir. Zu der Halbinsel möchte ich erwähnen: Etwa die Hälfte meines Gartens darf schon dazugerechnet werden. Gleich hinter dem Zaun und der Buchenhecke, die mein Grundstück begrenzen, fängt der Wald an, der sich schon nach wenigen Me-

tern den steilen Hang hinunterzieht, um etwa dreißig Schritte vom Ufer entfernt, am Panoramaweg, zu enden.

Ich wartete auf den jungen Mann, der in den nächsten Minuten auftauchen würde, um vom Steg aus ins Wasser zu springen und wild kraulend seinem Frühspor zu frönen. Auf einem Ast, nur wenige Meter schräg vor mir, saß eine Amsel, ließ sich durch mich nicht stören, ruckte nur mit ihrem Kopf zwischen mir und dem See hin und her. Solch einen Zeugen durfte ich mir gerne gefallen lassen.

Später dann, noch bewegte ich mich außerhalb der Zeit, als ich zwischen den Bäumen den Hang wieder hinaufstieg, fragte ich mich, ob sich die Zwickmühle auch auf eine andere Weise hätte auflösen lassen, als auf diese so endgültige, so unwiderrufliche Art? Nun war es eben so, dass keine hundert Meter hinter mir an diesem hellen Sommermorgen ein Toter mit dem Gesicht nach unten im noch kühlen Wasser des Sees trieb. Für den Schwimmer, dachte ich, ein schöner Augenblick zum Sterben.

Diesen radikalen Schlusstrich zu ziehen war längst überfällig geworden. Er war nicht der Mann, mit dem man ungestraft seinen Schabernack treiben durfte, hatte er sich doch ohnehin großzügig, viel zu lange, in Geduld geübt. Nein, er hatte keine Bedenken, den Störenfried, der ihm den Fehdehandschuh hingeworfen, ihn über Gebühr herausgefordert hatte, auf dem direkten Weg in die ewigen Jagdgründe zu schicken.

In wenigen Tagen würde es so weit sein, dass der Architekt mit den Männern der Baufirma anrückte. Wir, Magdalena und ich, werden dann für einige Zeit verreisen, zunächst nach London, später, so hatten wir vor, weiter auf die Hebriden.

An den toten Schwimmer dachte ich schon nicht mehr, als ich durch den Garten, unter den Ästen der Obstbäume, auf mein Haus zuing.

EINE MERKWÜRDIGE BEGEGNUNG

Nach zuletzt ziemlich trüben Tagen mit viel Regen, Nebel, sogar Sturm, wird uns Mitte März unverhofft ein schöner Frühlingstag geschenkt.

Ich mache mich zu Fuß auf den Weg hinüber nach Kimmling. Die warmen Sonnenstrahlen zusammen mit der lauen Föhnluft küssen binnen Stunden die Natur sichtbar wach. Nur das zarte Grün scheint zu zögern, traut womöglich einem falschen Frühling nicht, noch changieren die Farben, halten sich mit ihrer Pracht zurück, geben nur ein leises, vorsichtiges Versprechen ab.

Im Kaufladen erstehe ich eine Tüte Himbeerbonbons, bringe den obligatorischen Plausch mit dem Kramer hinter mich, laufe dann nahe der Kirche Pfarrer Demme in die Arme. Ich begleite ihn und zusammen betreten wir das Gotteshaus. Der Pfarrer ist gekommen, um Vorbereitungen für die nächste Messe zu treffen. Vor dem Altar stehend, tauschen wir unsere Meinungen über den Blumenschmuck aus. Kurze Zeit später überlasse ich Hochwürden wieder seinen Obliegenheiten, gehe hinüber zum Seitenausgang, um auf den Friedhof zu gelangen.

Draußen verliert sich die sprechende Stille sakraler Nähe nicht. Vom Ort her ist hier oben nichts zu hören. Langsam schlendere ich den breiten Mittelweg entlang. Im Vorbeigehen betrachte ich die Gräber, lese Namen und Daten, habe vor allem ein Augenmerk auf

den Zeitraum, seitdem ich in Kimmling lebe. Den einen oder anderen Namen kenne ich nicht nur, ich kann mich sogar an Gesichter erinnern, was mir bewusst macht, ich bin kein ganz Fremder mehr in dem kleinen Ort über dem See.

Mir kommt ein Mann entgegen, und gleich sehe ich, er ist nicht einmal in seinen mittleren Jahren. Er ist bereits so nahe heran, dass ich sein Gesicht erkennen kann. Kann das wirklich ein Zufall sein? Ist es tatsächlich möglich, dass er mir gerade auf dem Friedhof begegnet, wusste ich selbst noch vor Minuten nicht, dass ich diesen Weg einschlage?

Er lächelt verhalten, irgendwie merkwürdig, ja, mir fällt sogar die Vokabel *verschlagen* ein, als er ohne jeden Gruß an mir vorübergeht. Ich wende mich nicht um, sehe ihm nicht nach, will er mich doch vermutlich gerade dazu herausfordern. Nein, ich tue ihm diesen Gefallen nicht, setze meinen Weg fort, als sei nichts gewesen.

Der junge Mann und ich, wir sind uns immer wieder begegnet. Einige Male schon im vergangenen Herbst irgendwo in oder um Kimmling herum. Und dann vor Wochen im »Kellertheater«, bei der Premiere meines Stücks, haben wir sogar einige Worte miteinander gewechselt und dabei hat er mir seinen Namen genannt.

Das Zusammentreffen jetzt auf dem Friedhof ist etwas ganz anderes, es ist eine gesuchte, eigenartige Begegnung. Als er hier auf meinen Weg einschwenkt, mir entgegenkommt, sich mir damit sinnbildlich entgegenstellt, was er körperlich erst später versucht, ist das ein Fixpunkt unserer sonderbaren, so gar nicht alltäglichen Beziehung. Für mich ist es der Anfang, der Moment, ab dem ich ihn wirklich zur Kenntnis nehme.

NÜTZE DEN TAG

In dieser Stunde der frühen Nacht liegt der See in eine traumhafte Stimmung eingesponnen vor mir, die nicht jeden Tag zu spüren und gerade darum etwas Besonderes ist. Am samtblauen Himmel hängt einer ziemlich großen Laterne gleich ein noch nicht ganz runder Mond, der sein geliehenes silbernes Licht über dem dunklen Land ausschüttet, das Wasser des ruhenden Sees märchenhaft unwirklich glitzern lässt. Wieder einmal wähne ich mich federleicht außerhalb der Zeit. Dieses erstaunliche Phänomen spüre ich nur hier in Kimmling-Hof, wenn sich mir Stunden zu Minuten, Tage zu Stunden verdichten durch diese fast schon mystische Intensität der Ruhe.

Ich habe es mir nahe den hohen Terrassenfenstern in meinem Schaukelstuhl bequem gemacht, betrachte versonnen das mir dargebotene friedliche Bild, drehe dabei in meiner linken Hand den ovalen, leicht rötlich schimmernden glatten Stein, einen Liebesstein. Magdalena, meine Herzensfreundin, die in meiner geheimen Gemütslandschaft ein unergründlich dunkles Loch mit Licht flutet, hat ihn mir geschenkt, heute Morgen, unten im Bootshaus, bevor wir zum ersten Mal in diesem Jahr die Leinen meines Segelbootes losmachten. Auf den Holzbohlen stehend, unter uns gluckste leise das Wasser, umarmte ich sie, küsste ihre vollen Lippen, sah in ihre tiefen, warmen und so schamlos blickenden grauen Augen.

Beinahe lautlos, von einem Elektromotor angetrieben, bewegte sich die *Magdalena* langsam vom Steg weg und hinaus in den Kanal im Schilfgürtel. Nachdem wir das freie Wasser erreichten, schaute ich hinüber zu meinem Landhaus, das weiß leuchtend auf dem breiten Buckel von Kimmling-Hof thront. Noch war dieser Blick

frisch, hatte noch nichts von schöner Gewohnheit, gefiel mir außerordentlich gut.

Magdalena schaltete den Motor ab, blieb am Ruder, während ich die Segel setzte. Geschmeidig, fast von alleine, drehte sich das Boot in den Wind, nahm Geschwindigkeit auf, und der Bug schnitt leise zischend durch das Wasser. Wir strahlten uns an, ganz dem erhebenden Gefühl hingegeben, scheinbar schwerelos über den See zu fliegen. Übermütig wie Kinder spielten wir mit dem Wind, dem es offenbar auch Spaß machte, mit dicken Backen in die Segel zu blasen. Es war eine Empfindung von Freiheit, es fühlte sich an, als sei man aus der Zeit gehoben, einfach nur zum Genießen auf diesem schönen Planeten.

Wir kreuzten über die weite, glatte Fläche des Sees, peilten immer wieder die unterschiedlichen Landmarken an, bevor wir gegen Mittag eine stille Bucht ansteuerten und hier unweit des Ufers Anker warfen.

Zunächst spannten wir zusammen das Sonnensegel über dem Vorschiff auf. Während ich den Tisch aufstellte, zwei Stühle aufklappte, den Korb mit dem Wein, den Gläsern, Geschirr und Besteck, dem Brot und den leckeren Tapas heraufholte, die hellbraune Leinendecke über den Tisch breitete, die mitgebrachten Köstlichkeiten darauf verteilte, tauschte Magdalena in der Kajüte ihre gelbe Bluse und die lange Hose gegen ein weißes Schleiertuch, um ihre empfindliche helle Haut zu schützen, setzte statt der weißen Sportkappe einen breitrandigen Strohhut auf ihre blonden Haare. Als sie von unten kam, schön wie eine germanische Göttin mit griechischem Gesicht, flog mich der spontane Wunsch an, sie zu malen, wozu ich allerdings überhaupt kein Talent besitze.

Magdalena hatte bei Freunden an der französischen Atlantikkü-

ste segeln gelernt. Als sie mir beim Knabbern von italienischen Oliven davon erzählte, wurden in meinem Kopf alte, schon vergessene geglaubte Bilder vom Bodensee lebendig. Unser Internat bot dort Segelkurse während der Sommerferien an. Segeln war eine Sportart, die bis dahin weit außerhalb meiner Interessen lag, vermochte mich also wenig zu locken. Da meinem Vater kaum der Sinn danach stand, mit dem Sohn die freien Sommerwochen zu verbringen, hatte ich jedes Jahr eine andere Lösung gefunden, irgendetwas bot sich mir immer an. In einem Jahr nun, ich war vierzehn, machte mir ein Junge aus einer höheren Klasse den Vorschlag, mit an den Bodensee zum Segelkurs zu kommen. Das war ebenso gut wie sonst irgendein Ziel. Er machte es mir mit Worten und Fotos richtig schmackhaft, sodass es mir schließlich selbst als eine gar nicht so schlechte Idee erschien. Nach zwei weiteren Sommern konnte ich segeln, hatte die Ungestörtheit auf dem See als eine positive Erfahrung kennengelernt, war dem Kameraden fast dankbar für seine so beredte Überzeugungsarbeit. Ich weiß sogar noch seinen Namen, Weinberger, den Vornamen habe ich vergessen. Ein anderer Kursteilnehmer, der nicht aus dem Internat kam, sondern aus Stuttgart, ist mir aus völlig anderen Gründen in Erinnerung geblieben. Aus reichem Haus stammend, besaß er natürlich sein eigenes Boot. Jedem anderen gegenüber ließ er keinen Moment auch nur leise Zweifel darüber aufkommen, dass er zur Elite gehörte, gab sich aufreizend arrogant, war das Maß der Dinge, wie selbstverständlich war er stets der Beste. Nachdem er bei einer Wettfahrt einen Vorteil, der ihm nicht zustand, einfach an sich gerissen hatte, er nicht einmal eine Rüge dafür einstecken musste, nahm ich mir fest vor, ihm bei der Schlussregatta Paroli zu bieten. Und tatsächlich gelang es mir, als Erster die imaginäre Ziellinie zu

überfahren. Die Jury jedoch sah das anders, erkannte auf ein eigenartiges Unentschieden. Mein Gegner lächelte süffisant, was mich nicht störte, hatte ich doch erreicht, was mein Antrieb gewesen war, nämlich zu siegen. Ich weiß, wusste es damals schon, ich hatte ihn damit schwer getroffen. Er hat es mir bestätigt, später einmal, in Berlin, wo er als Anwalt für einen Wirtschaftsverband tätig war, spottete sogar elegant über seine gekränkte Eitelkeit, damals.

Magdalena und ich ließen uns Zeit mit dem Essen und dem Wein, saßen im leichten Wind, der über das Wasser strich, genossen den Moment.

Erst am frühen Nachmittag spielte die *Magdalena* wieder mit Wasser und Wind, zeigte uns bei jedem Manöver, welch ein hervorragendes Boot sie ist.

DEN DOLCH IM GEWANDE

Das traumhaft schöne Panorama lag in einem hellen, fast unwirklichen Licht. Doch der Mann mit dem dunklen Hut hatte keinen Blick übrig für diese einzigartige Naturkulisse, war auch nicht deshalb hier, kannte das alles schon, weswegen die vielen Menschen hier heraufkamen. Auch damals, Ewigkeiten schien das her zu sein, war er mit der Bahn gekommen. Tatsächlich waren nur einige wenige Jahre seitdem vergangen.

Der Gornergrat, dieser magische Anziehungspunkt des Kantons Wallis hoch über Zermatt, dieser ehemals wunderschöne malerische Bergort, der dem Tourismus seine Seele verkauft hat. Was von hier oben die Augen ungläubig staunen, in über dreitausend Metern

Höhe sogar den Puls schneller schlagen lässt, war für ihn nichts Neues, ihm waren diese Postkartenbilder gut bekannt.

Es sind da zwei überwältigende Attraktionen: Die eine steht rechts, nämlich Seine Majestät, das Matterhorn, einfach unglaublich prächtig vor dem makellos stahlblauen Himmel. Und, nur eine leichte Drehung des Kopfes nach links, die mächtige Wand des Monte-Rosa-Massivs. Als Zugabe die grandiose Kulisse der Felsstürme, allesamt Viertausender. In der Tiefe liegt der Gornergletscher. Die weiten weißen Hänge, die in der Sonne ins Bläuliche changieren. Welcher Maler ist so talentiert, um diese Sicht und die dazugehörenden Gefühle auf einer Leinwand festhalten zu können?

Die Fahrt mit der Zahnradbahn von Zermatt herauf über Brücken und Schluchten, durch Tunnel, an Bergseen vorbei, bereitet die Augen derjenigen, die sehen können, auf das Wunder des Gornergrates vor. Dennoch stehen die Besucher erst einmal gebannt, sprachlos wie Kinder vor dem Weihnachtsbaum, wenn sie den Zug an der Bergstation verlassen.

Der Mann, der, stumm wie die anderen, ruhig inmitten der Menschen stand, hatte nur Augen für das graue Steingebäude des höchstgelegenen Hotels der Schweiz, dem Kulmhotel Gornergrat. Nein, er war nicht gekommen, um sich von den Bergriesen bezaubern oder gar überwältigen zu lassen. Er hatte völlig anderes im Sinn.

Wie ein Chamäleon passte er sich der Umgebung, der Menschenmenge um ihn herum an, wollte nämlich unbedingt vermeiden aufzufallen, irgendjemandem im Gedächtnis zu bleiben. Dafür wanderten seine Blicke über die vom Schnee geräumten Wege, den weißen Wällen an ihrem Rand, hinauf zum aus grauen Feldsteinen

erbauten Hotel und noch weiter aufwärts zu den höchsten Stellen des Grates, zu denen mäandernde dunkle Pfade führten, auf denen die Menschen ununterbrochen auf- und abstiegen.

Nur allmählich, ja beinahe zögernd löste sich der Pulk auf, in dem er gut getarnt war, und die Menschen begannen, den Vorplatz der Bergstation zu verlassen.

Der Mann folgte einer Gruppe, für einen zufälligen Beobachter hätte es fast so ausgesehen, als gehöre er dazu, trabe nur müde ein, zwei Schritte hinterher.

Seitlich, zur Mauer hin, stand ein alter Mann, der ein Paar, das ihm aus kurzer Distanz entgegenlächelte, fotografieren wollte. Sein Unterfangen war nicht ganz einfach. Einerseits konnte er nicht auf seinen Stock verzichten, andererseits benötigte er eigentlich zwei Hände, um den Fotoapparat in Position zu bringen. Schon entglitt ihm bei seinem Kunststück der Stock, und seiner stabilisierenden Stütze beraubt, wankte er, suchte die Balance wieder zu erlangen, fuhr mit den Armen in der Luft herum. Geistesgegenwärtig sprang der Mann, der eben noch vergnügt vor ihm gestanden und auf das Klicken des Auslösers gewartet hatte, auf ihn zu, packte ihn bei den Hüften, bewahrte ihn dadurch vor einem Sturz.

Die Szene dauerte gerade so lange, um den Mann mit dem Hut vorübergehen zu lassen. Gleich darauf erreichte er die Terrasse. Hier drängten sich die Menschen, was ihm nur recht sein konnte. Unauffällig schlängelte er sich auf den Zugang zum Restaurant und Hotel durch. Der Wind machte die Luft schneidend. Es war kalt.

Im Vorraum empfing ihn angenehm kuschelige Wärme. Linker Hand bewegte sich leicht die Schwingtür zum Restaurant. Vor ihm befand sich die schmale Rezeption, hinter der eine blonde Frau zu einem Monitor hin gebeugt stand und nur flüchtig zu ihm herü-

bersah. Sie hatte ihn wohl nicht mal wirklich wahrgenommen, würde sich später also auch nicht an ihn erinnern.

Rechts eine Tür mit einem gelben Schild *Kein Eintritt*. Der graue Teppichboden hatte feuchte, dunkle Spuren. Er passierte die Schwingtür. Vor ihm lag eines der Restaurants, nur schwach besetzt. Rechts die Treppe, mit einem dunkelroten Läufer bespannt. Er stieg hinauf und oben, nach der letzten Stufe, blieb er stehen.

Seine Gedanken waren bei Julia. Sie musste ganz in der Nähe sein, er spürte deutlich ihre Anwesenheit. Das Radar seiner allumfassenden Liebe hatte sie aufgespürt.

Julia hatte ihn verraten, hatte ihn wie eine verfaulte Kartoffel am Wegesrand liegen lassen. Mit welch süßen Worten hatte sie ihn belogen, ihm dick Honig auf seine Gefühle gestrichen. Sie war mit dem Anderen gegangen, verführt von den goldenen Versprechungen des Pinselfritzen, den sie noch kurz zuvor mit perfider Freude gnadenlos verspottet hatte. Jetzt lebte sie mit ihm, logierte mit dem Anderen in diesem Hotel, ließ es sich gut gehen, denn der Kerl konnte ihr mit leichter Hand alles bieten, konnte jeden ihrer Wünsche in Erfüllung gehen lassen. Julia sah mit ihren blauen Augen immer nur einzig und allein auf ihren Vorteil. Immer.

Was war er so naiv, ja richtig dumm gewesen. Hätte er es doch besser wissen müssen. Müssen. Mit dem Feuer zu spielen war immer mit Risiko verbunden. Er sah ihren Auftritt vor Beginn dieser verfluchten Vernissage noch ganz genau vor sich. Wie sie scheinbar moralisch empört auf den Vorschlag Tulipans, des populärsten Malers dieser Zeit, ihm nackt Modell zu sitzen, reagierte! Wie hatte sie gelacht, dem Maler glatt ins Gesicht gesagt, sie lasse sich nicht von seinen Basedow-Augen schamlos anstarren. Nach der Vernissage, unendlich von ihrer Liebe überzeugt, hatte er ihr

am Tresen einer kleinen Bar mit spöttischen Worten vorgehalten, feige die Möglichkeit aus der Hand gegeben zu haben, dem geheimnisvollen Tulipan auf die Finger zu sehen. Er war inzwischen überzeugt, dass er es gewesen war, der sie letztendlich mit seinen spitzen Worten in die Arme des Malers getrieben hatte. Und genau das machte ihn schier wahnsinnig.

Er sah sie sofort, als er das obere Restaurant betrat, obwohl sie ihm den Rücken zudrehte. Julia war alleine in dem Raum, so hätte er sich das nicht zu wünschen gewagt, saß in einem Korbsessel, der mit freiem Blick zum Matterhorn vor dem Panoramafenster stand, und telefonierte. Wäre sie nicht so intensiv mit ihrem Gespräch beschäftigt gewesen, hätte sie ihn im Spiegel des Fensters kommen sehen müssen. Aber auch das wäre ihm einerlei gewesen.

Ganz ruhig, ohne Hast, griff er in die Außentasche seiner wartierten grauen Jacke, trat lautlos hinter Julia, beugte sich nach vorne und rammte ihr mit voller Wucht einen Holzstichel ins Herz.

Amor, der Gott der Liebe, trifft dich mitten ins Herz, meine Liebe.

Julia gab nur einen leisen Seufzer von sich. Das Handy entglitt ihrer Hand, fiel fast lautlos neben den Sessel auf den Teppichboden.

Mit einer beinahe jubelnden Erleichterung meinte er, durch den Raum zurück auf die Tür zuzuschweben. Wie von einem ganz speziellen Spot angestrahlt, herausgehoben aus dem Augenblick, nahm er jede Einzelheit überdeutlich wahr. Was er sah, brannte sich für immer als Einzelbilder in sein Gedächtnis ein. Der lange, verlassene Tresen. Das brennende Feuer im offenen Kamin. Der handgewebte, wunderschöne Wandteppich, der zwischen Kamin und Tür hing. Die große, runde Uhr über der Tür.

Nie mehr konnte sie ihn verlassen. Julia gehörte jetzt für immer ihm. Die Euphorie durchströmte ihn wie eine warme Dusche.

EIN NEUES ROTES BUCH

Länger als gewöhnlich sitze ich in meiner Bibliothek, blättere versunken in einem voluminösen Band mit Albrecht Dürers Skizzen, deren an Zauberei grenzende Meisterschaft mich immer wieder neu fasziniert.

Mein Smartphone meldet sich, reißt die Ruhe, in die ich mich eingesponnen habe, entzwei. Nur wenige Momente zögere ich, mich aus meiner Kontemplation holen zu lassen.

Francis Wyman ruft aus Seattle an. Ich schalte auf den Monitor um. FaceTime. Es spricht sich besser, wenn man sein Gegenüber sieht.

Francis gehört einem besonderen Kreis an. Obwohl wir diesen Zirkel nie explizit so bezeichneten, war es dennoch eine Art Bruderschaft, so etwas wie ein Orden, nämlich der enge Führungskreis von »Pythagoras«. Nur Rainer Fall, mein Partner in der Firma, hatte in meinem Beisein mal, wenn auch halb im Spaß, von den Brüdern und Schwestern mit mir als schwarzem Abt gesprochen. Von Anfang an hatte ich mir als Mitbegründer und CEO von »Pythagoras« das letzte Wort über eine Aufnahme in die Führungsriege vorbehalten. Ich war also König Artus, sie bildeten meine *Tafelrunde*, die allerdings keinen festen Ort hatte, sich unregelmäßig traf, mal in Rom, mal in London, in New York, auf Hawaii ... Jeder Einzelne des Clubs zog für den König in den Kampf, riskierte sogar hin und wieder seinen Kopf. Der König jedoch hielt zu sei-

nen Vasallen immer eine gewisse Distanz, niemand kam nahe an ihn heran, denn Vertrautheit war ihm nicht gegeben. War es nicht vielleicht gerade diese unterkühlte Zurückhaltung, verbunden mit einer unangreifbaren Höflichkeit, dem stets offenen Ohr und der unbedingten Loyalität, die uns verband?

»Pythagoras« hatte für den nordamerikanischen Markt einen neuen Statthalter gesucht. Francis war uns empfohlen worden, er selbst hatte signalisiert, zu uns kommen zu wollen. Wir trafen uns in Seattle. An einem klaren sonnigen Tag mit leichtem Wind fuhren wir hinaus zu den Inseln, spazierten am Strand entlang, stundenlang. Noch bevor wir das windschiefe Strandrestaurant betraten, quasi auf der steilen Holzterrasse hinauf, besiegelten wir mit einem Handschlag unseren Pakt. Die Einzelheiten würden die Anwälte festzurren.

Francis steuerte seitdem das Schiff an allen Untiefen vorbei, um alle Klippen herum, smart, mit dem richtigen Gefühl für das jeweilig angebrachte Timing. Wir sind nach meinem Rückzug vom Chefsessel in lockerer, privater Verbindung geblieben. (Dazu möchte ich anmerken: Zu keinem Mitglied der *Tafelrunde* ist nach meinem Verzicht auf den Königsthron bei »Pythagoras« der private Kontakt abgerissen.) Dieser Anruf jetzt ist nicht der eines Ordensbruders, nicht der eines Freundes, Francis sucht ganz explizit meine Unterstützung als ehemaliger Vorstandsvorsitzender. Er hat ein ernstes Problem, ich kann das Dilemma verstehen, in dem er steckt, höre ihm zu, danach er mir.

Später lege ich die CD mit Beethovens fünfter Symphonie, eine Aufnahme von Herbert von Karajan mit den Berliner Philharmonikern, in den Player.

Ich darf mich der Freude des Denkens hingeben – und dem Versinken in die Ruhe, denn die Außenwelt hat ihren Tribut erhal-

ten und ich habe die Freiheit, mit meiner Zeit zu spielen. Nichts erscheint mir kostbarer als die Zeit, auch und vor allem, weil ich tief drinnen in mir weiß, dass meine letztlich unbekannte Restzeit beschränkt ist.

Gewollt zögere ich den Moment hinaus, in dem ich meinen Füller mit grüner Tinte betanke, das nächste noch leere rote Buch aufschlage, den ersten Satz, den ersten Abschnitt schreibe, einen Satz an den nächsten reihe. Noch bin ich mit meinen vorbereitenden Gedanken nicht so weit.

Irgendwann in der nächsten Stunde dann gleitet die Feder über das Papier.

Seit Wochen schleicht sich dieser Mann, ich kann ihn gewiss noch jung nennen, auf immer engeren Kreisen an mich heran, und wie er das tut, gefällt mir überhaupt nicht. Er heißt Lancelot. Zunächst schenkte ich ihm wenig Beachtung, tauchte er doch erst einmal nur als eine Randfigur auf. Dann zeigte er sich jedoch wiederholt in meinem Umfeld, zielte immer spürbarer auf meinen Frieden ab. Noch vermochte ich mir nicht zu erklären, was ihn antreiben könnte, mir partout meine ruhigen Tage zu stören.

Ich frage mich endlich, inwieweit meine Lebensweise das Böse wie ein Magnet anzieht? Wie soll ich mir sonst die fast schon in regelmäßigen Abständen aufkeimenden, heimtückischen Attacken erklären?

Leicht werde ich es dem Angreifer nicht machen. In mir wird er kein zahmes Opferlamm finden. Ich bin sicher, er weiß nicht, dass mit mir nicht gut Kirschen essen ist. Ich werde ihm die Stirn bieten, und sei es auch, ihm mit letzter Konsequenz entgegenzutreten.

In der Scheibe des Bücherschranks sehe ich mich mit kalten Augen schmunzeln.

EISWEIN

Seit drei oder vier Tagen setzt mir eine starke Erkältung zu, die ich mir ohne Zweifel auf der zugigen Bühne des »Kellertheaters« eingefangen habe. Der Katarrh sitzt mir hartnäckig auf der Brust, so unangenehm, dass ich mir sogar die Frühstückssemmeln vom Bäcker List an die Haustür bringen lasse. Zudem ist diese Witterung Gift für meine Bronchien. Ins Freie lockt mich im Moment nichts. Bis in den Vormittag hinein wabert jeden Tag dichter Nebel vom See her. Als es gegen Mittag etwas aufklart, bleibt es dennoch feucht. Dieses nicht so schöne Gesicht des Wetters ist wenig bekömmlich für mich.

Und auf einmal, wie zu hören ist, auch überraschend für die Wetterfrösche, erfreut uns ein strahlender Tag, die Sonne erwärmt sogar spürbar die Luft und noch vor Mittag verführt mich das schöne Wetter tatsächlich zu einem Spaziergang.

Kurz gehe ich bei Martha vorbei, die mich in diesen Tagen rührend bemutterte. Magdalena schaute mehrmals am Tag bei mir herein. Ich bin meinen beiden Samariterinnen durchaus dankbar, fühle mich allerdings nicht mehr so malad, um nicht ein paar Schritte zu machen. In Korbinians Werkstatt rufe ich nur einen lauten Gruß hinein, nehme seine prompte Erwiderung mit auf den Weg hinauf zum Turm.

Martha und ihr Mann Korbinian, die beiden Weilnböcks, sind meine besten Freunde, was ich mit Stolz gerne sage. Sie wohnen gleich nebenan in einem alten Gehöft, das sie mit den Jahren ihren Bedürfnissen angepasst haben. Martha besorgt meinen Haushalt, verköstigt mich. Mit Korbinian, einem begabten und erfolgreichen Bildhauer, spiele ich Schach. Er ist mir ein Freund des Herzens geworden, wie die Italiener so prosaisch sagen.

Jenseits des Waldes bleibe ich stehen. Cremefarbene Quellwolken, die mit ihrer Mächtigkeit mit den so scheinbar nahen Bergen wetteifern, die weiten sanften Hügel und der nahe See bilden das schöne Szenenbild der Landschaft. Irgendwie liegt das Versprechen auf das kommende Frühjahr in der Luft, schon mehr als eine blaue Ahnung. Ich folge dem Weg, der sanft abwärts auf den See zu führt. Auf halber Höhe steht, keinen Steinwurf seitwärts des Weges, eine Baumgruppe, Linden, nackt und dunkel wie künstlerische Skulpturen gegen den blauen Himmel.

Ich sehe die lebendige Unruhe in den Ästen, verlasse den Weg, gehe näher, erkenne, es ist eine größere Schar Stieglitze, die munter durcheinanderhüpfen, nicht einen kurzen Augenblick auf einem Fleck bleiben.

Ich sehe ihnen eine kleine Weile zu, bis ich auf einmal fremde Augen in meinem Rücken zu spüren meine. Ich werfe einen Blick über die Schulter zurück. Tatsächlich steht auf dem Weg ein Mann, den ich inzwischen nur zu gut kenne: Lancelot Herkommer. Ich wende mich um. Er hebt seine linke Hand zum Gruß, grinst, was auch auf die Entfernung hin nicht gerade freundlich aussieht.

Ich lächle, frage mich, was ihn denn hier draußen herumtreiben mag?

Vor gut einer Woche haben wir die ersten Worte gewechselt, fast beiläufig, scheinbar zufällig, wie nebenher.

Wir standen uns im turbulenten Durcheinander der letzten Minuten vor der Premiere meines Theaterstücks *Eiswein* im »Kellertheater« zwischen den vielen Menschen auf einmal gegenüber.

Seit ich mich nach Kimmling-Hof zurückgezogen habe, ist das Schreiben, neben meinen Rosen und einer umfangreichen Sammlung afrikanischer Kunst, eines meiner Steckenpferde, das ich gerne

reite. Nach drei Romanen habe ich ein Theaterstück verfasst, das an diesem Abend seine Uraufführung erleben soll.

Noch kannte ich den Namen des jungen Mannes nicht, aber sein Gesicht war mir kein fremdes. Ich vergesse keine Gesichter, erfreue mich nicht allein in diesem Punkt eines fotografischen Gedächtnisses. Schon Ende des vergangenen Jahres war er mir in Kimmling aufgefallen. Ein Mensch, der mir auffällig oft über den Weg läuft, der jedoch nicht in den Ort gehört, so einen registriere ich sofort, quasi automatisch.

Schon hatte es das erste Mal geklingelt, das Gedränge sich bereits etwas gelichtet, da stand er auf einmal vor mir.

An einen Zufall wollte ich gar nicht erst glauben.

Vor seiner Brust hing an einem blauen, breiten Band eine komfortable Kamera, die ich meinem ersten Eindruck von ihm zuzählte: Großtuer. Augenblicklich übermittelte ich ihm mit einer kurzen Geste meine Abneigung gegen seine Annäherung, was er nicht erkennen oder nicht akzeptieren wollte. Er deutete eine eigenartig ungelenke Verbeugung an, zeigte strenge Augen, hatte keinen offenen Blick frei, stellte sich mit Stichworten vor: Pressefotograf von Beruf, arbeitet für Zeitungen in München und Augsburg, sein Name sei Herkommer, Lancelot Herkommer.

Lancelot. Nun, dieser Name gefiel mir!

Dann lächelte er, so richtig fies, was mir weit weniger sympathisch war als sein Vorname.

Vom Ton her verbindlich gab er mir den Rat, seinen Namen gut im Gedächtnis zu behalten. Drehte sich um und ging.

Da klingelte es gerade zum zweiten Mal.

Ich sah ihm nach. Was sollte dieser inszenierte Auftritt? Was wollte er mir mit seinen letzten Worten wirklich sagen?

Allerdings setzte sich dieser leise Missklang nicht in meinem Kopf fest, war bereits vergessen, als ich zwischen Magdalena, meiner Herzensdame, und Paula, meiner lieben Freundin, meinen Platz einnahm.

Dem Publikum gefiel mein Stück, verstand die feine Ironie, lachte an den richtigen Stellen, schwieg betroffen da, wo ich es mir beim Schreiben so vorgestellt hatte. Ich schmunzelte innerlich schon während der Aufführung bei dem zufriedenen Gedanken, gegenüber Fritz Dessoir, Patron des Theaters und mein Mentor beim Schreiben von *Eiswein*, recht behalten zu haben, das Stück skurriler und nicht düsterer, wie von Dessoir vorgeschlagen, angelegt zu haben.

Nach dem Ende der Aufführung schenkte das Publikum den Darstellern acht Vorhänge und sogar ich musste mich vorne an der Rampe zeigen. Was mir weniger gefiel, aber den Theaterleuten zufolge unumgänglich war. Ergo war es eine großartige Uraufführung. Das gesamte Ensemble war euphorisiert, verwandelte, kaum war der Zuschauerraum leer, spontan die Bühne in einen Partybereich. Ich gestehe, ich hatte nicht fest mit einer Premierenfeier gerechnet, vage allerdings im Hinterkopf mit der Möglichkeit, hatte darum einige Kisten Wein im Kofferraum meines Wagens deponiert.

Die sehr gute Stimmung steigerte sich allmählich zu ausgelassenem Frohsinn. Indem jede Szene ausführlich in beträchtlicher Lautstärke nachempfunden, von allen Seiten beleuchtet und schließlich mit Wein abgeseignet wurde, stieg die Feierlaune auf immer neue Höhen. Als sich einer der Darsteller ans Klavier setzte, das noch auf der Bühne stand, wurde sogar vergnügt getanzt. Je tiefer der Pegel in den Flaschen sank, desto niveauvoller, in Wahrheit blödsinniger, wurden die Unterhaltungen.

Irgendwann am späten Abend war ich wohl der Einzige, der noch als halbwegs nüchtern durchgehen mochte. Hätte ich eventuell mehr getrunken, womöglich wäre mir die Erkältung erspart geblieben.

Jetzt treffe ich Lancelot also oberhalb des Sees, und als ich auf ihn zugehe, erstaunt er mich ehrlich mit dem, was er tut. Er wartet nicht auf mich, macht auf dem Absatz kehrt, marschiert zügig hügelauflwärts.

Bis er in den Waldschatten eintaucht, verfolgen ihn meine Blicke. Er schaut nicht ein einziges Mal zurück.

DER TOD IST KEIN LEERES WORT

Die Erkältung erweist sich anhänglicher als gedacht; meine Brust ist immer noch nicht frei. Aber ich spüre, der Tiefpunkt ist überwunden, fühle mich besser, werde nach einigen Schritten nicht mehr gleich kurzatmig. Da ich eher selten unpässlich war in meinem Leben, selbst Erkältungen die Ausnahmen waren, bin ich, kommt es dann doch mal vor, schnell unleidlich, vor allem, wenn ich mit mir alleine bin.

Darum lockt mich meine schöne Sirene Magdalena mit süßen Worten zu sich in ihr Märchenhaus. Sie fürchtet keine Ansteckung. Während ich ihr Gesellschaft leiste, arbeitet sie.

In diesen Wochen ist Magdalena mit einem umfangreichen Auftrag für Arthur Raabe, meinen Vetter im Odenwald, beschäftigt. Nach unserem Besuch im vergangenen Jahr, als wir einen Bauernschrank bei Arthur abholten, ich mich quasi hinter diesem

rustikalen Möbel versteckte, um einem alten Bekannten die verdiente letzte Rechnung ungestört zu präsentieren, hat sich die Geschäftsbeziehung zwischen dem Raumausstatter und der Puppenmacherin wie von alleine ergeben und sich ständig ausgeweitet. Jetzt fertigt Magdalena eine Marionettengruppe aus dem *Zauberer von Oz* für Arthur.

Da dieser Tag für mich keine gute Laune hat, die Luft voller Feuchtigkeit hängt, Schnee und Graupel sich ständig abwechseln, bin ich mit dem Wagen zu Magdalena gefahren.

Mit einer Tasse heißem Tee mit Honig zwischen meinen Händen lehne ich bequem in meiner Sofaecke. Magdalena lutscht hin und wieder ein Himbeerbonbon. Ich verspüre keine Lust darauf, obwohl es eines unserer Rituale ist, was mir deutlich macht, noch längst nicht wieder auf dem Damm zu sein. Ich lasse mich einfach hängen und ich fühle mich hier bei Magdalena gut dabei.

Zunächst, eine schon gewohnte Einleitung, plaudern wir über dies und das, was gerade so anliegt. Erst als ich darüber philosophiere, was der Mensch wirklich braucht, haken wir uns an dieser reizvollen Frage fest. Magdalena lacht frei heraus, ich sei da genau der Richtige, gerade über dieses Thema zu reflektieren.

Es war Hochwürden Demme, der mich bei seinem gestrigen Kurzbesuch zu diesem grundsätzlichen Gedanken hinlenkte. Am letzten Sonntag, so hat er erzählt, war Leo Tolstois Erzählung *Wie viel Erde braucht der Mensch?* das Motiv seiner Predigt gewesen.

Noch ist der Tod für mich nur ein Wort, jedoch kein leeres Wort mehr. Irgendwann habe ich einen Ausspruch von Epikur gelesen und er ist mir im Gedächtnis geblieben: *So lange wir sind, ist der Tod nicht da. Sobald er da ist, sind wir nicht mehr.* Es ist noch nicht so weit, dass ich mich frage, quo vadis Leo Petermann, wohin

führt dich dein letzter Weg? Allerdings sind mir doch die Gedanken an meinen Tod, den ich nicht gerade irgendwo in der Ferne wähne, so greifbar, dass ich wie ein steter Tropfen am letzten Punkt, der noch offen ist in meiner finalen Planung, mein Grabplatz nämlich, arbeite. Gestern erst habe ich die Gelegenheit, wieder einmal, beim Schopf gepackt, den Pfarrer sanft auf Urnengräber oder einen Friedbaum auf dem Friedhof in Kimmling hin anzusprechen. Demme breitete bedauernd die Arme aus, machte ein betrübtes Gesicht, versprach, wie so oft schon, sich zeitnah darum zu kümmern. Da ich, wie gesagt, im Augenblick keine grenzenlose Geduld aufzubringen vermag, habe ich ihm durch die Blume zu verstehen gegeben, mich zukünftig finanziell zurückzuhalten als einer der *Freunde des Klosters*. Geht es nämlich um seine Herzenssache, die Restaurierung des alten Klosters, dann ist er sehr hellhörig und er wird sicher den Ernst meiner Bitte endlich verstehen.

Auch Magdalena spürt, dass ich in einer Phase bin, in der das Licht um mich herum ab-, die Trübsal zunimmt. Mit leichter Hand gelingt es ihr, den grau werdenden Himmel wieder zu erhel-
len.

REISE IN DIE VERGANGENHEIT

Mir geht es wieder gut, die leidige Erkältung setzt mir nicht mehr zu, ist so gut wie abgeklungen. Die liebevolle Betreuung durch Magdalena und Martha, die gezielte Behandlung durch meinen Arzt, dazu mein Wille, dieser Geiselhaft einer körperlichen Einschränkung zu entkommen, haben mich wieder auf die Füße gestellt. Von Tag zu Tag ging es fühlbar aufwärts.

Voller Tatendrang, mit Vergnügen, widme ich mich mittlerweile zwei Ideen, die in den Weihnachtstagen während eines in- nigen Beisammenseins mit Magdalena einer launigen Stimmung entsprangen, seither in meinen Gedanken fantasievoll spazieren gingen, sich gleichwohl, bedingt durch die Umstände, nicht einen vorderen Platz in meinem Tagesablauf zu erobern vermochten.

Der eine Einfall betrifft meine Kindheit, meine frühe Jugend, von der ich erstaunlich geringe Erinnerung habe, mit deren weit- gehend verschütteten Geheimnissen ich mich ernsthaft beschäfti- gen, diesen in der Zeit versunkenen Jahren nachspüren möchte. Habe vorläufig allein nur im Sinn, dem Vergnügen nachzugehen, in meiner eigenen Frühzeit Ordnung zu schaffen.

...

Gerade stehe ich im Windschatten der steinernen Turmbasis oben auf der Höhe über Kimmling-Hof, kitzle Gedankensplitter in das Heftchen, da nehme ich eine Bewegung vor mir wahr, weil sie den hereinfallenden Lichtstreifen unterbricht.

Lancelot Herkommer steht mir gegenüber, mit nur zwei, drei Schritten Abstand zwischen uns.

Seinem faustischen Grinsen antworte ich mit einem warmen, aber überhaupt nicht ehrlich gemeinten Lächeln. Entschieden zu oft kreuzt der junge Fotograf meinen Weg. Für mich gibt es inzwi- schen keinen Zweifel mehr, dass diese Begegnungen wirklich keine Zufälle sind. Er sucht meine Nähe.

...

Fünf Fragen an Michael Böhm



© Gerhard Born

Der Protagonist Ihrer Trilogie, Leo Petermann, verursacht Gänsehaut, auch deswegen, weil er keinerlei Gewissensbisse hat. Haben Sie sich beim Entwurf Ihrer Figur denn über psychopathologische Phänomene informiert?

Als ich die Figur in meinem Kopf und danach auf dem Papier entstehen ließ, war schon klar, dass ich sein Vorgehen, sein Verhalten nicht einfach so als gegeben stehen lassen konnte. Die einfache Bezeichnung »Gefühlskälte« umschreibt Leo nicht punktgenau. Ich habe mit einem befreundeten Psychologen die Figur besprochen und wir sind zu der passenden Zuordnung gekommen: Leo hat Alexithymie.

Sie erhielten für »Herr Petermann und das Triptychon des Todes« den Gläuser-Preis. Was bedeutet Ihnen der Krimipreis der Autorenvereinigung, also eine Auszeichnung durch Berufskollegen?

Den Gläuser für eine Tätigkeit, der ich mit großer Begeisterung nachgehe, nämlich dem Schreiben, zu erhalten, ist eine kleine Krönung, sozusagen ein Sahnehäubchen. Zudem von Kollegen für den Preis auserwählt zu werden, was kann denn das noch übertreffen?

Wenn Sie einen Tag mit einer beliebigen Romanfigur tauschen könnten, welche würden Sie wählen?

Janosch im »Gastmahl auf Gomera«

Welche Buchverfilmung hat Sie am meisten beeindruckt?

»Doktor Schiwago«

Die fünf besten Bücher aller Zeiten?

Wer wie ich sein Leben lang viel gelesen hat, dem fällt es außerordentlich schwer, fünf Bücher in Stein zu hauen. Wenn schon, dann ...

»Das Glasperlenspiel« von Hermann Hesse

»Als wär's ein Stück von mir« von Carl Zuckmayer

»Treffen in Telgte« von Günter Grass

»Leviathan« von Paul Auster

»Die Entdeckung der Langsamkeit« von Sten Nadolny

Das Interview führte Martina Kliem



Michael Böhm

Herrn Petermanns unbedingter Wunsch nach Ruhe

176 Seiten, gebunden

Edition 211 im Bookspot Verlag

ISBN 978-3-937357-80-5

14,80 €

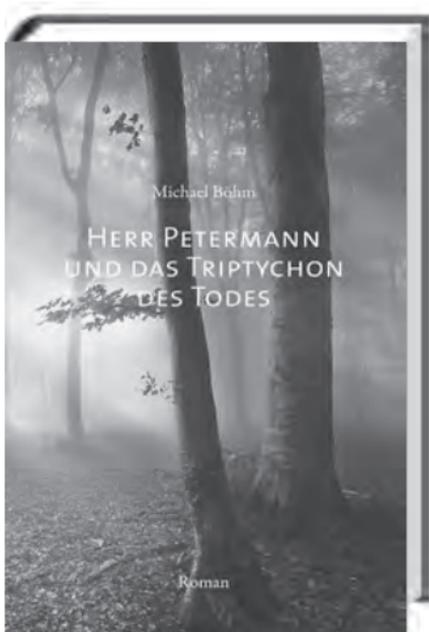
Auch als E-Book erhältlich!

Es ist diese Ruhe, die Leo Petermann, Exchef des Softwareriesen »Pythagoras«, in das Haus über dem See lockte. Er beschäftigt sich mit seiner Kunstsammlung, seinen Büchern, erfreut sich an seinen Rosen, hat nun Zeit zum Schreiben, einem Jugendtraum. Hin und wieder genießt er die Wärme seiner Geliebten. Vor allem aber badet er regelrecht in der Stille der Landschaft.

Doch auf einmal ist es damit vorbei. In unmittelbarer Nachbarschaft stellen junge Motorradfreaks den Alltag auf den Kopf. Die Kakophonie des Lärms lässt die kleine heile Welt in tausend Teilchen zerspringen. Aber Petermann ist entschlossen, seinen Garten Eden zu verteidigen. Er sorgt auf seine Art dafür, dass der Frieden in seinen beschaulichen Weiler zurückkehrt.

... eine herrlich böse, im wahrsten Sinne des Wortes abgründige Geschichte, die zu lesen es in jedem Fall lohnt. Ein ganz besonderes Buch!

Eva Hüppen, www.leser-welt.de



Michael Böhm

Herr Petermann und das Triptychon des Todes

192 Seiten, gebunden

Edition 211 im Bookspot Verlag

ISBN 978-3-95669-018-1

14,80 €

Auch als E-Book erhältlich!

Leo Petermann genießt die Ruhe in seinem Landhaus, will viel Zeit mit seiner Geliebten Magdalena verbringen, eine Partie Schach mit dem Freund und Nachbarn Korbinian spielen, sich um den Bau seines Segelbootes kümmern.

Doch auf einmal trüben ungute Störungen sein friedliches Leben. Da wird Magdalena von einem Architekten belästigt und auf einem Kongress in Wien trifft er unerwartet seinen Ex-Geschäftspartner, der ihm eine wirre Geschichte von einem geheimen »Todesfonds« erzählt. Als Petermann sich mit dem Fonds zu beschäftigen beginnt, entdeckt er schnell dessen perfide Struktur.

Quintus Heinrich, Chef der Cautio-Versicherung, den Petermann von der Uni kennt, ist der Erfinder dieses Fonds. Ein eisiges Duell nimmt seinen Anfang. Petermann gedenkt, unbedingt als Sieger vom imaginären Schlachtfeld zu gehen und nutzt dafür alle seine Möglichkeiten ...

Leo Petermann, Privatier und kultivierter Genussmensch, nimmt jeden Tag in seinem Haus über dem See als Geschenk.

Er verbringt viel Zeit mit seiner Geliebten Magdalena, sitzt mit seinen Nachbarn zusammen, ist auf der Suche nach Erinnerungen an die eigene Kindheit und Jugend.

Da geschieht auf dem Gornergrat über Zermatt ein Mord, der dem berühmten Maler Paul Tulipan zur Last gelegt wird, und der auch Petermann tangiert. Etwa zur gleichen Zeit wird er von einem jungen Fotografen verfolgt, der ihn bedroht und mit angedeutetem Wissen über dunkle Flecken auf Petermanns weißer Weste erpresst. Fatales Wissen, das zu einem Menetekel für ihn wird.

So beschäftigt Leo sich mit den Spuren des Erpressers, jenen von Tulipan und seinen eigenen aus der Vergangenheit.

Sie führen ihn unausweichlich zu der Frage:

Quo vadis, Leo Petermann?

»Die Geschichte scheint harmlos, ist es aber nicht: Ein Mann verteidigt unbarmherzig seine privilegierte Welt und macht das mit einer Nonchalance, mit der noch kein Mörder ans Werk ging. Subtil, dezent, ironisch, amüsant.«

Jurybegründung zum Friedrich-Glauser-Preis 2016
für »Herr Petermann und das Triptychon des Todes«



Michael Böhm

Quo vadis, Herr Petermann?

Edition 211 im Bookspot Verlag

ISBN 978-3-95669-066-2

192 Seiten, gebunden

14,80 Euro

